

Ulrich Wenzel

Computergestützte Kommunikation zwischen Interaktion und Interaktivität

Für die Reproduktion sozialer Ordnung in modernen, differenzierten Gesellschaften stellen massenmediale Kommunikationen eine wichtige Ressource bereit. Durch die Versorgung einer tendenziell unbegrenzten Zahl von Empfängern mit gleichartigen Informationen kann sich anstelle eines allseitigen Interaktions- ein publikumsförmiger Kommunikationszusammenhang herausbilden. An dieses Potential der technischen Vervielfältigung von Nachrichten, Pamphleten, religiösen Traktaten usw. knüpfen sich Überlegungen zur Entstehung und zum Strukturwandel von Öffentlichkeit, zur Herausbildung individueller Rezeptionskompetenzen und damit einhergehenden individuierenden Rezeptionserfahrungen, zugleich aber auch eine Vielzahl von medien- und kulturkritischen Betrachtungen, denen zufolge das mündige Subjekt im Strudel propagandistischer und/oder populärkultureller Beschallung untergehen könne.

Die weitreichenden Veränderungen im gesellschaftlichen Kommunikationsgefüge, die von der Entstehung der Massenmedien ausgingen, lassen sich aus technikgeschichtlicher Sicht nur im Lichte des Epochenbruchs verstehen, der durch die Entwicklung maschineller Reproduktions- und Verbreitungsverfahren für zeichenhafte Kommunikationen markiert ist. An die Seite der symbolischen Kommunikationsmedien Sprache, Schrift, Bild etc. traten in der beginnenden Neuzeit technische Verbreitungsmedien. Heute, angesichts der Entstehung neuer, computergestützter Kommunikationsformen, stellt sich die Frage, ob erneut ein Epochenbruch in der Mediengeschichte zu verzeichnen ist, der möglicherweise ebenfalls zu einer Revolutionierung der Kommunikationsverhältnisse beitragen wird. In der Tat handelt es sich bei den Neuen Medien der Gegenwart nicht länger um bloße Reproduktions- und Verbreitungstechniken. Während technische Medien noch vor einigen Jahrzehnten fast ausnahmslos auf der Funktionsweise *energetischer* Maschinen beruhten, das heißt Maschinen, deren Wirkungsweise als Applikation physikalischer Arbeit beschrieben werden kann, besteht heute, im Zeitalter algorithmisch prozedierender Medientechniken die Möglichkeit, Kommunikationsprozesse durch *symbolverarbeitende* Maschinen zu vermitteln. Zwar ermöglichen energetische Medientechniken die (massenhafte) Reproduktion von Information sowie enorm gesteigerte Reichweiten und

Übermittlungsgeschwindigkeiten von Mitteilungen. Da die Speicherung jedoch nicht mittels distinkter, arbiträrer Einheiten, sondern analog erfolgt, bleibt eine automatisierte Verarbeitung auf der Ebene einzelner Informationen ausgeschlossen. Letzteres stellt die entscheidende Neuerung in der Funktionsweise bei den neuen technischen Kommunikationsmedien dar. Sowohl die Information (Daten) als auch die Verarbeitungsschritte (Programme) sind symbolisch kodiert, weshalb bei der Anwendung geeigneter Algorithmen die Funktionsweise dieser Medien datenabhängig variieren und zugleich die Ebene der einzelnen Informationseinheiten zum Gegenstand selektiver Verarbeitung werden kann. Am Beispiel: Im Rahmen energetischer Medien wie Tonband und Rundfunk ist zwar die Speicherung und Verbreitung akustischer Information möglich, die maschinelle Manipulation des Signals bleibt jedoch auf summarische Operationen wie das Filtern bestimmter Frequenzbereiche beschränkt. Symbolverarbeitende Medien gestatten darüber hinaus eine programmgesteuerte „Analyse“ des Signals auf der Ebene der Informationselemente, wodurch sich u.a. Perspektiven der Spracherkennung eröffnen.

Die Neuartigkeit des Phänomens computervermittelter Kommunikationen läßt sich vor diesem begrifflichen Hintergrund näher bestimmen. Falls sich die gegenwärtigen Kommunikationsverhältnisse strukturell von den früheren unterscheiden, so ist dies nicht auf die gesellschaftsweite mediale Vernetzung zurückzuführen, die heute Gegenstand vieler faszinierter Beschreibungen ist. Dies war bereits in der Buchkultur des 18. Jahrhunderts realisiert. Neu ist vielmehr die Verbreitung symbolverarbeitender Medientechniken, die das Rezeptionshandeln des Medienkonsumenten als Daten behandeln und auf der Grundlage einer algorithmengestützten Analyse dieser Daten ihr eigenes Funktionieren adjustieren können. Im Unterschied zu einer Tageszeitung ist ein Internet *News Portal* dazu befähigt, die vom Nutzer abgefragten Informationen nach Vorgabe einer thematischen Klassifikation zu analysieren, und ihm beim nächsten Zugriff nur noch solche Themen anzubieten, die ihn in der Vergangenheit interessiert haben.

Die Frage lautet: Wie ist die technisch vermittelte Reaktivität computergestützter Kommunikation zu beschreiben, anders gesagt, welche Kommunikationsverhältnisse werden etabliert, wenn das individuelle Rezeptionshandeln – anders als beim Buch oder beim traditionellen Fernsehen – in die Funktionsweise technischer Kommunikationsmedien eingearbeitet wird? In Frage steht hier in zweierlei Hinsicht die These der Interaktivität, Personalität und Dialogizität: Erstens, in einer starken Variante, im Hinblick auf die Frage, ob zwischen Mensch und Maschine ein Dialog entstehen kann (z.B. beim „Surfen“ im WWW) oder vielmehr nur von gesteigerter „Responsivität“ der Massenmedien gesprochen werden muß. Zweitens gilt es, dies ist die abgeschwächte Variante, zu fragen, ob ein interpersonaler Dialog zwischen Teilnehmern solcher computergestützter Kommunikation (z.B. Chatrooms) zu verzeichnen ist, in denen die Benutzer über ihre Rezipientenrolle hinaus auch als (Co-)Autoren der massenmedial verbreiteten Information mitwirken. Wie sind die Beziehungen zwischen den Beteiligten hier zu deuten, als dichte „virtuelle Interaktion“ oder doch eher im Sinne einer generalisierten und anonymen Teilnahme am massenmedialen Diskurs? Kurz, ändern sich im Zuge des Umbruchs der technischen Medien von

energetischen zu symbolverarbeitenden Maschinen die gesellschaftlichen Kommunikationsverhältnisse grundlegend?

Ein Blick auf die aktuellen Debatten scheint dies nahezu legen. Sowohl in den Selbstinszenierungen der Massenmedien als auch in vielen populären wie wissenschaftlichen Reflexionen werden zunehmend Chancen für den Abbau anonymer und generalisierter Massenkommunikationen zugunsten von individuellen Teilhabechancen konstatiert, die zu dichten persönlichen Kommunikationsbeziehungen beitragen können sollen. Dies wird bereits für klassische Massenmedien wie das Fernsehen konstatiert, sofern es in einen Medienverbund mit digitaler Komponente integriert wird (beispielsweise beim digitalen Pay-TV), insbesondere aber für die computernetzgestützten Kommunikationsmedien wie die elektronischen Bulletin Boards oder Chatrooms. Die computergestützten Medien werden sogar als Generatoren einer neuen Vergesellschaftungsform apostrophiert, für die sich die Bezeichnung „virtuelle Gruppe“ bzw. „virtuelle Gemeinschaft“ eingebürgert hat. Dieser Beitrag fragt entlang einer Lektüre neuerer, einschlägiger Beiträge kritisch nach den Voraussetzungen und der Reichweite solcher Interpretationen des Medienhandelns im Kontext der neuen Medien.

Entlang zweier Unterscheidungen sollen die typischen, in der Literatur vorfindlichen Positionen beispielhaft vorgestellt werden: Erstens stehen sich Argumentationen gegenüber, die entweder der Entwicklung computergestützter Kommunikationsnetzwerke den Effekt der Auflösung überkommener Register gesellschaftlicher Kommunikation zutrauen, das heißt die Überwindung des Dualismus bzw. der Spannung von Geist und Materie, von Denken und Sprechen, letztlich gar von Individuum und Gesellschaft erwarten, oder aber darauf insistieren, daß die Unterschiedlichkeit kommunikativer Register auch in den neuen Kommunikationsverhältnissen gewahrt bleibt. Zweitens sind innerhalb der letzteren Position theoretische Bestrebungen, die das Verhältnis zwischen den unterschiedlichen Registern als vermitteltes zu verstehen suchen, von solchen zu unterscheiden, die diese Unterschiede als irreduzible Differenz begreifen. Die Vermittlungsthese findet sich bei handlungs- und rezeptionsorientierten Medientheorien, die differenztheoretische Position nicht zuletzt im systemtheoretischen Kontext. Wenden wir uns zunächst der ersten Unterscheidungsebene zu: der Frage nach dem Zusammenwachsen oder Auseinanderdriften der kommunikativen Register.

Emphatische Interpretationen der Neuen Medien als Generatoren eines egalitär und dialogisch strukturierten Kommunikationsraums, der eine ungeahnte Entwicklungsdynamik für die Demokratie, eine qualitative Steigerung individuellen wie gesellschaftlichen Wissens sowie – etwa im Zuge reflexiven Identitätsmanagements – gesteigerte Freiheitschancen für das Individuum freisetzt, sind bereits zu Beginn der gesellschaftsweiten Durchsetzung computergestützter Kommunikation formuliert worden. Typisch für diese Position, die nicht zuletzt durch die Zukunftsvisionen Howard Rheingolds, Nicholas Negropontes und Bill Gates' wirkmächtig wurde, ist die Annahme, zentrale Elemente des politischen Projekts der Moderne (demokratische Öffentlichkeit, transparente Märkte) durch technischen Fortschritt realisieren zu können. Trotz der in den letzten zehn Jahren stark angewachsenen Zahl empirischer Studien über die Struktu-

ren und Semantiken computergestützter Kommunikation perpetuiert sich dieser Netzoptimismus. Pierre Lévy sieht in seiner Schrift *Die kollektive Intelligenz* (1997) durch den Einsatz digitaler Medien gar eine völlige Veränderung der Konstitutionsbedingungen von Kommunikation auf uns zukommen. Kommunikation, wie die Kommunikationsforschung sie bisher kennt, kann ja als Antwort auf das Problem der Koordination kontingenter Handlungen verstanden werden, die für den Handelnden wie für sein Gegenüber deutungsbedürftig sind. Es ist diese Intransparenz der subjektiven Perspektive, die den Raum für Semiosis und Interpretation eröffnet. Lévy hingegen erwartet von den Netzmedien eine überaus gründliche Lösung des Problems der doppelten Kontingenz: „Wir gehen vom kartesischen *cogito* zum *cogitamus*.“ (Lévy 1997, S. 23). Während die Massenmedien den konkreten lebensweltlichen Kontext der Kommunikation ignoriert bzw. subsumiert haben, so Lévy, kehrt man mit den digitalen Medien zu einer Sensibilität gegenüber dem Kontext zurück, die für nicht-technische Medien wie die Interaktion kennzeichnend war. Entsprechend wird die Herausbildung einer gesellschaftlichen Kommunikationsform angekündigt, in der sich die Teilnehmer wie in einer gelingenden face to face-Interaktion „begegnen“, „erkennen“, und „anerkennen“ (ebd., S. 29, 85). Die Utopie einer Rückkehr zur persönlichen Interaktion qua digitaler Medien ist auch in diesem Fall auf die Realisierung einer genuin modernen Forderung gerichtet. Lévy zufolge wird sich die über Netzmedien dialogisierende Gesellschaft kulturell integrieren und eine funktionierende politische Öffentlichkeit generieren: Der Cyberspace gestattet es Personen, Gruppen, Institutionen oder Unternehmen, „die gemeinschaftliche Sicht des Ganzen in die Vorbereitung der eigenen Zukunft zu integrieren.“ (ebd., S. 86)

„Technik, die nicht trennt, sondern verbindet“, so könnte der Slogan der Netzoptimisten lauten. Tatsächlich knüpfen ihre euphorischen Erwartungen häufig an den Werkzeugbegriff der Gehlenschen Anthropologie an, von dem ausgehend – wie schon bei McLuhan vorgezeichnet – die These einer Verschmelzung der Individuen mit ihren Kommunikationsmedien entwickelt wird. Das Datennetz, so lautet die Annahme, beseitigt gleich zwei grundlegende Mängel des Menschen: seine leidige Anhaftung an die Materie sowie die Hybris seines Geistes. So behauptet etwa Marten Søby in seinem Beitrag zu dem Sammelband *Subjektivität und Öffentlichkeit* (Sandbothe/Marotzki 2000), die Entwicklung von angeblich prothetischen und hybriden Formen von Subjektivität feststellen zu können. Der Einsatz von Informations- und Kommunikationstechnologie führe langfristig zu einer Überwindung der Spannung zwischen der ersten und zweiten Natur des Menschen, da sich qua Digitalisierung der Kultur eine synthetische dritte Natur herauszubilden beginne. Der prothetische Mensch stehe nicht mehr im Spannungsfeld von Materie und Geist, da ihm der Freiheitsraum des Cyberspace die vollwertige Teilhabe an der Produktion, dem Transfer und der Rezeption des Wissens gestatte: Die Entwicklung des Menschen vollziehe sich nun – der Möglichkeit nach – digital-interaktiv: „Culture is becoming digitalised. Everything analog and solid is being digitalised and melts into cyberspace. ... Technology is no longer outside us, but is the next factor within us.“ (Søby 2000, S. 122).

Solchen Visionen einer kommenden Synthese von Materialität und Geistigkeit bzw. Kommunikation erteilt Wolfgang Welsch im gleichen Sammelband

Subjektivität und Öffentlichkeit eine markante Absage. Sein Ausgangspunkt ist eine begriffsgeschichtliche Darlegung der Semantiken, die sich am Begriff der Virtualität bzw. Potentialität kristallisieren. Im Durchgang von der Antike über die mittelalterliche Scholastik bis zur Neuzeit zeigt er, daß mit diesem Begriff, der zunächst den offenen Raum des Möglichen kennzeichnete, zunehmend eine innere Tendenz bzw. Disponiertheit bezeichnet wird, die aktiv auf ihre Verwirklichung gerichtet ist. (Hier ist allerdings anzumerken, daß bereits der erste von Welsch zitierte Autor, Aristoteles, einen zwiefachen Potentialitätsbegriff entwickelt, mit dem durchaus die Vorstellung einer aktiven Tendenz des „Zur-Wirklichkeit-Kommens des Möglichen“ entwickelt wird – vgl. Wenzel 2000, S. 73f., 94ff.) In der Neuzeit verschiebt sich der Bedeutungskern des Virtualitätsbegriffs zunehmend in das epistemologische Feld. An Kant und Bergson zeigt Welsch schließlich zentrale Aspekte des Virtualitätsverständnisses auf, das noch heute die Debatte kennzeichnet: Die Differenz von Virtualität und Realität wird nicht mehr als Zusammenhang und wechselseitiges Entsprechungsverhältnis gedeutet, sondern als irreduzible Differenz: Beide gehören unterschiedlichen Ordnungen an, virtuelle Vorstellungen und Bilder leiten zwar unsere Wahrnehmungen und Handlungen an, letztere führen aber nicht zu einer planbaren Realisierung des Virtuellen, sondern zu Resultaten, die eben der Realität, und damit einer anderen Ordnung entspringen.

Mit Blick auf die spezifisch elektronische Form von Virtualität läßt sich daraus eine Kritik netzoptimistischer Verschmelzungsphantasien gewinnen. „The present day, it seems to me, is characterized by a *double* structure: predominantly, of course, by the fascination with electronic worlds, but, on the other hand and complementarily, also by a renewed turn to non-electronic forms of experience.“ (Welsch 2000, S. 38). Beide Ordnungen, die elektronische wie die leibgebundene, sind als konstruierte Welten in gewisser Hinsicht virtuelle Welten. Entscheidend für Welsch ist die Unmöglichkeit der Substitution eines Mediums durch ein anderes. Leibgebundene Interaktion, so lassen sich Welschs Überlegungen gegen Söby wenden, wird mit der computergestützten Kommunikation weder verschmelzen noch von dieser marginalisiert werden. Vielmehr wird sie im Angesicht der zunehmenden Relevanz elektronischer Virtualität eine zunehmend bedeutsame Gegenoption bleiben, in der sich der Sinn für Stofflichkeit, Einmaligkeit und Einzigartigkeit verwirklichen kann (vgl. ebd., S. 41).

Die von Welsch vorgebrachte harte Differenzierung zwischen dem leiblichen, intersubjektiven und dem medial vermittelten, generalisierten Kommunikationsregister wird vielfach zu vermitteln gesucht. Es soll nun der oben genannten zweiten Unterscheidungsebene nachgegangen werden, also der Frage, ob die Register als vermittelte oder differente aufzufassen sind. Frei von der Emphase der Netzoptimisten und zurückhaltend bei dem Vergleich von computergestützter Kommunikation und Interaktion sucht etwa Udo Thiedeke in einem Beitrag zu dem von ihm selbst herausgegebenen Sammelband *Virtuelle Gruppen* eine Vermittlungsebene aufzufinden. Als Merkmale der von ihm „virtuelle Interaktion“ genannten Kommunikationsweisen werden Anonymität, Selbstentgrenzung, Interaktivität und Optionalität aufgeführt. Das heißt, digitale Kommunikationskanäle ermöglichen dem Nutzer ein reflexives Spiel mit seiner sozialen Identität, fördern aufgrund nur schwacher Normdurchsetzungsmöglichkeiten Non-

konformismus, ermöglichen und fördern aufgrund der Teilnahmekanäle für den Nutzer aktive Sinnkonstruktion anstelle von passiver Rezeption und generieren ein Maximum von thematischen Sinnbezügen und heterogenen Kulturkontakten. Obgleich Thiedeke sich von einer planen Gleichsetzung von computergestützten Kommunikationen und face to face-Interaktionen explizit distanziert, beschränkt sich sein Interaktivitätsbegriff keineswegs auf die bloße Feststellung einer irgend gearteten Reaktivität der Teilnehmer an computergestützter Kommunikationen, wobei er sich hierbei nicht auf interpersonale (z.B. E-Mail-Kommunikation), sondern auch auf anonyme und generalisierte Formen (z.B. Bulletin Boards, Chatrooms etc.) bezieht. Deren Struktur identifiziert er als wechselseitige Bezugnahme von Individuen, die auf der „quantitativ und qualitativ ausgeweiteten, individuellen Möglichkeit und Notwendigkeit zum themenbezogenen Gestalten und Vermitteln“ (Thiedeke 2000b, S. 30) beruht.

Im Vergleich zu der oben skizzierten Extremposition der Netzoptimisten ist die These der virtuellen Interaktivität bei Thiedeke stark abgeschwächt. Es wird nicht behauptet, daß im Rahmen computergestützter Kommunikationen homogene Gemeinschaften nach dem Muster traditioneller, auf face to face-Interaktionen beruhende Gesellschaften auftreten, wohl aber, daß eine spezifische Dialogizität sich in diesen Kommunikationen etablieren könne. Diese „schwache“ Variante der Interaktivitätsthese wird im selben Band von Bettina Heintz (2000) weiter differenziert (und noch weiter eingeschränkt). Die Möglichkeit, durch computergestützte Kommunikationen eine gemeinsame Gruppenidentität kooperativ aufzubauen, wird Heintz zufolge durch Begrenzungen der digitalen Medien in Frage gestellt: Im Unterschied zu face to face-Interaktionen fehlen non-verbale Kommunikationshilfen ebenso wie die Wahrnehmbarkeit des körperlichen Ausdruckshandelns, nicht zuletzt auch eine gemeinsame Umgebung, auf die sich indexikalische Äußerungen beziehen könnten. Notwendig würde deshalb in digitalen Netzkommunikationen das Korrespondenzkriterium der Wahrheit durch die Überprüfung der Konsistenz der Rede sowie der Vertrauenswürdigkeit des Sprechers ersetzt. Obgleich „virtuellen Gruppen“ eine Reihe von Kompensationsmechanismen für diese Defizite gegenüber leiblicher Interaktion zur Verfügung stünden (etwa die Orientierung an sozialer Homogenität), könne kaum je von solchen Gruppen ausgesagt werden, daß sie klare Grenzziehungen nach außen vornähmen sowie kontextbezogene Regelsysteme und Selbststeuerungsmechanismen ausbildeten. Anstelle kulturell homogener Gruppen mit gemeinsamer Identität seien empirisch eher lockere Netzwerke zu verzeichnen, nur selten relativ geschlossene Gruppen bzw. „Gemeinschaften“.

Die zuletzt zitierten Ansätzen kommen zu eher zurückhaltenden Antworten auf die Frage, ob in der computergestützten Kommunikation die Bedingungen der Möglichkeit von interaktionsähnlichen Strukturen auszuweisen sind. Immer wieder wird diese Zurückhaltung mit den fehlenden parasprachlichen Elementen in der elektronischen Kommunikation sowie mit der fehlenden Kontextsensibilität und Interpretationsfähigkeit der Maschinen begründet (so auch Koring 2000, S. 153f.). Nicht zu übersehen sind jedoch auch Ansätze, die der elektronischen Kommunikation deutlich stärkere Parallelen zur face to face-Interaktion zuschreiben und dabei auch nicht zögern, der „virtuellen Interaktion“ eben jene sozialisationstheoretisch entscheidenden Funktionen zuzuweisen, die

etwa vom symbolischen Interaktionismus und der Theorie kommunikativen Handelns der leibgebundenen Interaktion zugeschrieben wurden. Es handelt sich hierbei bekanntlich um die Annahme, Interaktionen seien der Ort gelingender wechselseitiger Perspektivenübernahme und daraus resultierender gemeinsam geteilter Bedeutungen, was – so Habermas – überdies die intersubjektive Geltung normativer Kommunikationsregeln und die Fähigkeit der Subjekte zur Regelbeurteilung voraussetzt. Es ist dieses Feld intersubjektiver Handlungskoordination, das nach Auffassung vieler sozialisationstheoretischer Ansätze für die Herausbildung mehr oder minder stabiler Identitäten notwendig ist.

Tatsächlich wird der computergestützten Kommunikation von manchen Autoren attribuiert, aufgrund ihrer „Interaktivität“ besonders geeignet zu sein, diese Prozesse der Identitätsbildung, Bedeutungskonstitution etc. auslösen zu können, und wohlgemerkt wird dies nicht nur interpersonalen Formen wie dem Austausch von E-Mails, sondern auch massenmedialen Formen wie der Nutzung von internetbasierten Datenbanken zugeschrieben. Sacher (2000) mahnt in seinem Beitrag zu dem von Winfried Marotzki u.a. herausgegebenen Sammelband zwar an, bei internetgestützten Medien Interaktivität nicht mit dem Vorhandensein irgendwelcher Hyperlinks zu verwechseln, unterstellt jedoch, daß es bei entsprechenden Angeboten und subjektseitigen Medienkompetenzen „zu belangvollen Interaktionen und damit zu einer Aktivierung des Benutzers kommt“ (Sacher 2000, S. 100). Im günstigeren Falle finde im elektronischen Umgang gerade mit „entfernten und unbekannten Partnern“ ein Bedeutungsverlust sozialer Ungleichheit statt, wodurch „die Kommunikation ... häufig offener und unbeschwerter, vielfach auch demokratischer [wird], sie ist frei von Voreingenommenheiten.“ (ebd., S. 106).

Diese Perspektive bleibt auch im bildungswissenschaftlichen Kontext nicht unwidersprochen. Peters (2000) entwickelt in seinem Beitrag zum gleichen Sammelband die These, internetbasiertes Lernen stehe zwischen den klassischen pädagogischen Alternativen des heteronomen, expositorischen Lernens einerseits und des entdeckenden und erarbeitenden Lernens andererseits. Die massenmedialen Lernwelten der computergestützten Kommunikation (z.B. das Usenet und die Bulletin Boards) generieren Peters zufolge als Kompensation der Unsichtbarkeit ihrer Teilnehmer nichts anderes als die *Fiktion* einer synchronen face to face-Interaktion. In der Konsequenz müsse von einem Verlust von interaktiver Nahräumlichkeit und den damit verbundenen Sozialisationseffekten ausgegangen werden (ebd., S. 180f.).

Schließlich ist die oben bereits erwähnte differenztheoretische Position anzusprechen, die eine mögliche Vermittlungs-, Interaktions- und Sozialisationsfähigkeit der elektronischen Kommunikation noch radikaler zurückweist. Sibylle Krämer (1997, 2000) gründet ihre Überlegungen auf einem Begriff von Massenmedialität, der im Gegensatz zu manchem anderen Ansatz nicht auf die Beschränkungen, sondern auf die Leistungen massenmedialer Kommunikation abstellt. Gerade die zeitlich und räumlich entgrenzte Rezeptionssituation der Lektüre, die vom Buchdruck freigesetzt wurde, gestattet eine distanzierende Aneignung von Mitteilungen, wie sie im Bereich der leiblichen Interaktion unmöglich ist. „Die durch den Zwischenraum des Textes geschaffene Distanz ist ein kulturstiftender Akt. Im Ergebnis dieser Distanzierungsleistung kann so etwas wie die

Konzeption einer Subjektivität – und Objektivität – erst entstehen.“ (Krämer 2000, S. 104). In der Perspektive klassischer Subjekttheorien setzt sich diese – nicht dialogisch, sondern in der Aneignung von Massenmedien gebildete – Subjektivität aus den Momenten *Personalität*, *Reflexivität* und *Individualität* zusammen. Nur die Fixierung des Textes im Druck gestattet es, eigene subjektive Aneignungs- und Interpretationsweisen auszubilden sowie die bedeutsame Differenz von Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu konstruieren. Darauf hat – an die Theorie sozialer Systeme anschließend – insbesondere auch Esposito (1995, 228ff.) nachdrücklich hingewiesen. Mit klassischen Massenmedien kann nicht interagiert werden, und das macht nicht ihren Makel, sondern ihre Leistung aus. Die Leistung ist eine zwiefache, neben der genannten Chance für die Herausbildung einer reflexiv-distanzierten ästhetischen Subjektivität, kann aus differenzierungstheoretischer Sicht eine zweite konstatiert werden: Funktional differenzierte Gesellschaften, die weder über allseitige Interaktionen integriert sind noch über einen privilegierten Beobachterstandpunkt oder gar eine verbindliche Semantik der Selbstbeobachtung verfügen, versorgen sich durch massenmediale Kommunikation mit gesellschaftsweit wahrnehmbaren Informationen, das heißt mit einem gemeinsamen thematischen Fokus, letztlich mit einer fiktiven gemeinsamen Realität, auf die Anschlußkommunikationen etwa im Interaktionskontext umstandslos Bezug nehmen können. Ob Massenmedien diese Funktion erfüllen können, ist davon abhängig, ob es gelingt, offensichtliche Partikularismen auszuschließen, wie sie bei freier Zugänglichkeit für jedermann unvermeidbar wären. Gleichzeitig müssen die Selektionsprinzipien der massenmedialen Produktion verdeckt werden, wären sie sichtbar, könnte das Produkt sich als maßgebliche Selbstbeobachtung der Gesellschaft nicht mehr durchsetzen (es wäre als kontingente Beobachtung „entlarvt“) (vgl. Wehner 1997a, S. 103). Massenkommunikation muß in diesem systemtheoretischen Verständnis nicht nur anonym, sondern auch generalisiert anlegt werden (vgl. Esposito 1995, S. 233ff.). Erst die Erfahrung einer gemeinsamen Medienrealität erlaubt es, die Vielzahl „autonomer und intransparenter Beobachtungsperspektiven“ zueinander in Beziehung zu setzen und diesen Prozeß reflexiv zu beobachten.

Würden die Neuen Medien tatsächlich die Anonymität zugunsten einer persönlich-dialogischen Kommunikation mit dem einzelnen überwinden, wäre der für die Massenmedien konstitutive Zusammenhang von Anonymität und Personalisierung zerbrochen: Nur Medieninhalte, die einseitig kommuniziert werden und somit einen für alle gleichen Text produzieren, kann der einzelne Rezipient in reflektierend-distanzierender Sicht interpretieren und mit den Interpretationen anderer in Beziehung setzen. Nun sieht der Übergang zur computergestützten Kommunikation zuweilen nach einer solchen Überwindung aus, wie anhand der oben zitierten Vermittlungsthesen von medialer und leiblicher Kommunikation deutlich wurde. Immerhin verändern die symbolverarbeitenden Medien die massenmedial eingespeisten Mitteilungen (etwa auf einer Web-Page) auf eine zwar algorithmisch vorgeprägte, aber für den Benutzer nicht ohne weiteres nachvollziehbare Weise. Gleichwohl, auf beiden Seiten, so die Differenzthese, findet nicht wirklich ein Übergang zur Dialogizität bzw. Interaktivität statt: „Personen, die *im* Netz agieren, können das nur, sofern sie sich dabei in symbolische Ausdrücke verwandeln.“ (Krämer 2000, S. 107). Die „Interaktivität“ des

Netzes führt für den Benutzer keineswegs zur Realisierung von Interaktionen, dies zeige sich auch am empirischen Material. Der Überhang an Theatralik und Rhetorik verdeutliche, daß hier nicht subjektive Innenperspektiven, sondern depersonalisierte „Chiffrenexistenzen“ präsentiert werden. (ebd., S. 110f.) Daß computergestützte Kommunikation unter Absehung vom Interaktionsbegriff analysiert werden müsse, lasse sich bereits damit begründen, daß die kleinste Einheit wechselseitiger interaktiver Sinnzuweisungen (nämlich ein zusammenhängendes, dreizügiges Agieren und Reagieren von Ego, Alter Ego und wiederum Ego) in den elektronischen Medien, beispielsweise dem Usenet, gar nicht zustandekomme (vgl. Sutter 1999, S. 296). Der Abbruch und die Wiederaufnahme der Kommunikation ist hier der Regelfall. Auch auf seiten der Massenmedien, so Esposito (1995, S. 251), kann kaum von einem Abbau der Anonymität gesprochen werden, eher schon von der zunehmenden Spezialisierung der ehemals generalisierten Mitteilungen. Und dies wäre die spezifische Leistung der Neuen Medien: Ohne persönliche Beziehungen einzugehen, läßt sich über computergestützte Kommunikation ein hochspezialisierter Kommunikationsprozeß in Gang setzen, wie er etwa an den weitgehend automatisch ablaufenden, internetgestützten Geschäftsmodellen beobachtet werden kann. Ein ganz ähnlicher Gedanke läßt sich im Hinblick auf die Beziehung von literarischem Text und ästhetischer Subjektivität formulieren: Intertextualität, so Krämer (1997, S. 100ff.), die im Modell der Buchlektüre implizit und interiorisiert war, wird in den responsiven, symbolverarbeitenden Maschinen der elektronischen Massenmedien exteriorisiert. Das Netz der elektronisch verarbeiteten Symbole wäre dann eine spezifische Form des kollektiven Gedächtnisses.

Zusammengefaßt heiße dies, eine fruchtbare Perspektive auf die Kommunikation durch Neue Medien versteht diese nicht als Wiederkehr außermedialer Interaktionszusammenhänge im Zeichen hochentwickelter Technologie, sondern macht sich auf, das spezifisch Neuartige an dieser Form der Medienkommunikation zu erforschen. Und das heiße möglicherweise, sich darauf einzulassen, daß nicht die vermeintlich interaktionsähnliche Struktur der computergestützten Kommunikation, sondern gerade ihre Anonymität und damit verbundene Unverbindlichkeit ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken muß. Die Verknüpfung responsiver Techniken und leichtgängiger Einflußnahme der Rezipienten kann vielleicht als neuartige massenmediale Struktur begriffen werden, die sich nicht zuletzt dadurch auszeichnet, daß die Aufmerksamkeit der Beteiligten stärker auf die prozeduralen Formen der Kommunikation als auf die Inhalte gelenkt wird: Immerhin sind „virtuelle Gemeinschaften“ typischerweise stärker mit dem Management ihrer Kommunikationsmuster als mit ihrem vorgeblich gemeinschaftsstiftenden Thema beschäftigt. „Auffällig sind vor allem die Formen der symbolischen Abgrenzung nach außen und nach innen sowie die spezifischen Verhaltensstandards und Rituale, die den jeweiligen Kulturen eine Identität verleihen. Das Sich-Mitteilen steht hier im Vordergrund, während die Information eine geringere Bedeutung hat.“ (Wehner 1997 a, S. 110, vgl. auch Wehner 1997 b).

Das Resümee läßt sich knapp fassen: Während der euphorische Netzoptimismus sich wohl noch geraume Zeit perpetuieren wird, ohne jedoch den Spezifika der computergestützten Kommunikation Rechnung tragen zu können, hat sich in den zuletzt behandelten Theoriezusammenhängen in den letzten Jahren

eine zum Teil erfreuliche Differenzierung vollzogen. Sowohl vermittlungs- wie differenzorientierte Theorien elektronischer Kommunikation haben eine begriffliche Konsolidierung durchlaufen, die fruchtbare Forschungsperspektiven eröffnet. Erstaunlicherweise allerdings richtet sich diese Begriffsentwicklung und somit auch die empirische Forschung vielfach nur auf eine Seite der computergestützten Kommunikationsphänomene – bei den auf Vermittlung setzenden, rezeptionsorientierten Ansätzen meist auf interpersonale Kommunikation, bei den differenzierungstheoretischen Ansätzen meist auf Massenkommunikation. Sutter (1999, 290ff.) ist darin zuzustimmen, daß die Medienkommunikationsforschung gut beraten wäre, die in der Medienkommunikation zusammenwirkenden Phänomene in ihrer jeweiligen formalen Eigenständigkeit in den Blick zu nehmen. Und dabei wäre nicht nur das je eigenständige und zugleich in wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnissen sich vollziehende Prozedieren von Massenkommunikation und Interaktion zu untersuchen. Massenkommunikative Ereignisse werden von den Rezipienten begleitend oder im Nachhinein interaktiv verhandelt, was dann zwar keine Massenkommunikation mehr ist, doch ohne sie so nicht vorstellbar wäre. Gelingen kann dies aber nur durch die Leistungen eines dritten Bereiches, ebenso bedeutend für den Gesamtprozeß, den der Rezeption. Studien, die eine alle drei Bereiche integrierende Analyseperspektive entwickeln, sind bislang nicht leicht aufzufinden.

Literatur

- Esposito, E.: Interaktion, Interaktivität und die Personalisierung der Massenmedien, in: Soziale Systeme 2, 1995, S. 225-260.
- Gräf, L./Krajewski, M.: (Hg.) Soziologie des Internet. Handeln im elektronischen Web-Werk, Frankfurt am Main 1997.
- Heintz, B.: Gemeinschaft ohne Nähe? Virtuelle Gruppen und reale Netze. In: Thiedeke (Hg.) 2000. S. 188-218.
- Koring, B.: Probleme internetbasierter Bildung. Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Bewußtsein, Lernen, Information, Bildung und Internet. In: Marotzki u.a. (Hg.) 2000, S. 137-157.
- Krämer, S.: Vom Mythos „Künstliche Intelligenz“ zum Mythos „Künstliche Kommunikation“ oder: Ist eine nicht-anthropomorphe Beschreibung von Internet-Interaktionen möglich? In: Münker/Roesler (Hg.) 1997, S. 83-107.
- Krämer, S.: Subjektivität und Neue Medien. Ein Kommentar zur „Interaktivität“. In: Sandbothe/Marotzki (Hg.) 2000, S. 102-116.
- Lévy, P.: Die kollektive Intelligenz. Für eine Anthropologie des Cyberspace, Mannheim 1997.
- Marotzki, W./Meister, D.M./Sander, U. (Hg.): Zum Bildungswert des Internet. Leske + Budrich 2000.
- Münker, St./Roesler, A. (Hg.): Mythos Internet, Frankfurt am Main 1997.
- Peters, O.: Ein didaktisches Modell für den virtuellen Lernraum. In: Marotzki u.a. (Hg.) 2000, S. 159-187.
- Sacher, Werner: Schule und Internet. In: Marotzki u.a. (Hg.) 2000, S. 97-113.
- Sandbothe, M./Marotzki, W. (Hg.): Subjektivität und Öffentlichkeit. Kulturwissenschaftliche Grundlagenprobleme virtueller Welten. Köln 2000.

-
- Søby, M.: Identity and learning in cyberspace, in: Sandbothe/Marotzki (Hg.) 2000, S. 117-146.
- Sutter, T.: Medienkommunikation als Interaktion? Über den Aufklärungsbedarf eines spannungsreichen Problemfeldes, in: Publizistik 44, 1999, S. 288-300.
- Thiedeke, U. (Hg.): Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen. Opladen: 2000a.
- Tiedeke, U.: Virtuelle Gruppen: Begriff und Charakteristik, in: ders (Hg.) 2000b, S. 23-73.
- Wehner, J.: Interaktive Medien – Ende der Massenkommunikation, in: Zeitschrift für Soziologie 26, 1997a, S. 96-114.
- Wehner, J.: Medien als Kommunikationspartner. Zur Entstehung elektronischer Schriftlichkeit im Internet, in: Gräf/Krajewski (Hg.) 1997b, S. 125-149.
- Welsch, W.: Virtual to begin with? In: Sandbothe/Marotzki (Hg.) 2000, S. 25-60.
- Wenzel, U.: Vom Ursprung zum Prozeß. Zur Rekonstruktion des Aristotelischen Kausalitätsverständnisses und seiner Wandlungen bis zur Neuzeit. Opladen 2000.

